

María Agúndez Fernández: *Piscinas que no cubren* (dt. *Flache Pools*), Editorial Dieciséis, 2021, Leseprobe S. 11-23.

Übersetzung aus dem Spanischen von Kristin Lohmann

Unter Wasser

Wir parken vor der Nummer 73; zwei Hausnummern weiter unten beginnt das Meer.

„Wenn du hier die Handbremse vergisst, landest du im Wasser“, sagt meine Mutter, den Blick in der Weite des Meeres verloren, und streicht mir auf ihre Art übers Haar. Auf ihre Art bedeutet, dass ihre Fingerkuppen hart über meinen Kopf fahren wie ein Traktor durchs Feld. Meine Mutter ist auf grobe Weise zärtlich, genauso wie ihre Mutter. Meine Großmutter hatte fünf Schwestern, alle mit hellen Augen und schmaler Nase. In den Augen meiner Urgroßmutter war meine Großmutter das hässlichste ihrer sechs Kinder, und so versteckte sie sie im Schrank, wenn Besuch kam. Und dort, in diesen endlosen klaustrophobischen Stunden in dem nach Mottenkugeln riechenden Kasten, verlor meine Großmutter nach und nach die Fähigkeit, auf zarte Weise zärtlich zu sein.

Ein menorquinischer Zaun aus ineinander verschlungenen Hölzern trennt uns von unserem neuen Zuhause. Ich stelle mich auf die Zehenspitzen, um das Tor zu öffnen, aber mein Vater hält mich zurück.

„Vorsicht, tu dir nicht weh, du klemmst dir noch die Finger ein“, sagte er, schiebt den Metallriegel zur Seite und öffnet das Tor. Mein Vater beginnt viele seiner Sätze mit dem Wort „Vorsicht“. Er ist immer besorgt, wenn es nach ihm ginge, hätte ich heute noch Stützräder am Fahrrad.

Vor uns taucht ein blau angestrichenes Haus voller runder Fenster auf, wie getupft. Ich sehe die Hauswände entlang, und mir scheint, sie würden niemals enden. Ich folge mit dem Blick den Formen des Hauses und entdecke rätselhafte Stellen, die erst rund sind und dann eckig werden. Das Haus, das ich bisher kannte, hatte nur eine einzige Form, aber dieses hier ist ganz anders, dieses Haus besteht aus vielen verschiedenen Häusern auf einmal. Mir wird schwindlig und ich wünschte, jemand würde mich halten und wiegen, mich zudecken, mich treiben lassen.

Das Haus wurde in den siebziger Jahren von einem englischen Architekten namens Alec Howards gebaut, den es per Zufall nach Menorca verschlagen hatte. Obwohl er Engländer war, nannten ihn die Leute aus dem Dorf *s'americà*. Bis zum Sommer 1992 machte er hier einmal im Jahr Ferien; dann lernte er seine zweite Frau Evelyn kennen, die die Insel aus tiefstem Herzen verabscheute, ohne sie je betreten zu haben – „so was von klein und platt, ich hasse diese Insel“, hatte sie gesagt, als sie Menorca zum ersten Mal vom Flugzeug aus sah. Alec Howards

blieb nichts anderes übrig, als das Haus noch im selben Jahr zum Verkauf anzubieten. Und so stehen meine Eltern und ich heute, am 7. Mai 1994, aufgeregt vor unserem neuen, von Bougainvilleas und Kletterpflanzen eingefassten blauen Haus.

Mit kleinen schnellen Schritten laufe ich voraus, meine Eltern folgen mir wie Leibwächter: Bleibe ich stehen, gehen auch sie nicht weiter. Die warme Luftschicht zwischen dem Boden und meinen Füßen heißt mich willkommen.

Ich gehe zwischen zwei Mauern hindurch, die durch einen bepflanzten Bogen miteinander verbunden sind; mein Blick bleibt an sieben meeresfarbenen quadratischen Fliesen hängen. Auf jeder Fliese prangt ein weißer Buchstabe, zusammen ergeben sie das Wort CALYPSO.

„Auf Menorca haben die Häuser Namen, weißt du? Und wir werden im Calypso wohnen“, sagt meine Mutter mit glasigen Augen. Am liebsten würde sie vor Rührung weinen, aber sie traut sich nicht. Sie könnte platzen vor Freude darüber, dass wir im Calypso leben werden, aber gleichzeitig ist ihr bewusst, dass sie im Wasser landen kann, wenn sie die Handbremse vergisst.

Nachdem sie meinen Vater kennenlernte, haben die beiden an fünf verschiedenen Orten gelebt. Mein Vater ist Notar, genau wie auch schon sein Vater und dessen Vater. Die Tradition, alle paar Jahre um Versetzung zu bitten, um abwechselnd in abgelegenen Dörfern und Großstädten leben zu können, hatte mein Urgroßvater Francisco initiiert, der Ursprungsnotar der Familie. Meine Urgroßmutter Margarita war ihm ohne mit der Wimper zu zucken bis an den letzten Ort gefolgt, an dem schließlich mein Großvater Pepe auf die

Welt kam. So hatte für die Familie meines Vaters ein Leben voller Umzüge und ein tiefes Gefühl des Entwurzeltseins begonnen. Meine Mutter findet Gefallen daran, im Moment jedenfalls, es hält sie auf Trab.

Mit einer halben Schlüsselumdrehung öffnet mein Vater den Haupteingang, und vor uns erstrecken sich die Eingeweide des Hauses: großzügige Räume mit kleinen Nischen, Holzbalkendecken, Kalksteinwände aus Marès und riesige Fenster.

„Das ist ja wie in einem Fischglas hier“, sagt mein Vater und lehnt sich mit der Stirn gegen die Scheibe.

„Und wir? Sind wir dann die Fische?“ Mein Vater grinst mich an, antwortet aber nicht.

Der ganze Horizont ist blau: Noch nie habe ich so viel Meer auf einmal gesehen. Ich bin so aufgeregt, dass ich das Gefühl habe, jemand würde eine warme Suppe in meinem Bauch schlürfen.

„Komm, Maria, ich zeig dir die Aussicht aus deinem Zimmer!“, sagt mein Vater stolz; er weiß genau, dass ich keine Vorstellung davon habe, was mich erwartet. Meine Mutter legt sich in den Garten und sonnt sich mit geöffneten Augen. Sie schließt sie nur zum Schlafen, vor lauter Angst, etwas zu verpassen.

Ganz leise und mit schwitzigen Händen und Herzklopfen folge ich meinem Vater. Dann schlüpft er plötzlich nach links in eines der Zimmer und ist verschwunden. Ich renne den Korridor entlang und stecke den Kopf durch den

Türrahmen. Sämtliche Tür- und Fensterrahmen sind olivgrün gestrichen, die Griffe sind groß und weiß und fast zu groß für meine Hand.

„Das kleinste Zimmer, genau, wie du wolltest. Schau mal.“

Auf der anderen Zimmerseite ist eine Glastür. Er zieht das beigefarbene Rollo hoch und vor mir erhebt sich ein riesiger Leuchtturm, der fast die ganze Tür ausfüllt. Ich sehe an dem Turm hinauf bis zur Spitze, in der Hoffnung, dort jemanden zu sehen, der über mir fliegt und mit dem ich mich nachts aus der Ferne unterhalten kann. Dann zähle ich die horizontalen Streifen: drei schwarze und vier weiße. Ich lasse meinen Blick zum Fuß des Leuchtturms schweifen und sehe den Pool unseres Hauses. Hektisch packe ich den Türknauf mit beiden Händen und reiße die Tür auf.

„Vorsichtvorsicht“, sagt mein Vater. Es macht ihn nervös, wenn ich so hektisch bin, trotzdem sagt er nicht *langsamlangsam*. Wir gehen durch meine Balkontür in den Garten.

„Hast du schon gesehen, Maria? Der Pool sieht aus wie eine Erdnuss“, sagt meine Mutter, bevor sie nackt kopfüber ins Wasser springt.

Ich sehe zu, wie ihr Körper wie ein Blitz unter Wasser von einem Ende des Pools zum anderen schießt. Ich hatte nicht gewusst, dass meine Mutter so lange die Luft anhalten kann. Ihr Körper ist lang und schmal, mit kräftigen, schweren Knochen. Sie hat weiche Haut, festes Haar, ihre Augen sehen aus wie zwei waagerechte Mandeln und ihre Ohren sind voller Ohringe. Zweimal im Jahr lässt sie sich die Haare schneiden, immer vollkommen anders. Sie mag es, wenn

ihre Finger unter Wasser schrumpelig werden, und sie isst langsam, um das Essen auch zu genießen.

„Gibt es was Besseres, als unter Wasser zu sein? Na los, kommt schon! Arturo, Maria, kommt rein!“ Mein Vater bedeutet ihr ein klares Nein mit dem Zeigefinger.

„Echt jetzt? Wir leben auf einer Insel und du setzt keinen Fuß ins Wasser? Wenn ich das gewusst hätte, wären wir besser in irgendein Dorf in León gezogen. Na los, Maria, ab ins Wasser mit dir!“

Lustlos springe ich in den Pool, nur ihr zuliebe, damit sie zufrieden ist.

Mein Kindermädchen ist eine Nonne

Meine Mutter hat eine Zeitungsannonce aufgegeben: „Spanische Familie sucht Kindermädchen“. Eine einzige Person hat sich gemeldet. Sie war Vorsteherin der Madres Catalinas in Ciudadela, bis sie eines Sommers die schreckliche Hitze nicht mehr ertrug und sich dafür einsetzte, dass ein Pool gebaut wurde, damit sich die Nonnen erfrischen konnten, statt sich in ihrer Ordenstracht zu Tode zu schwitzen. Als die Mutter Oberin davon erfuhr, wurde sie sehr wütend: „Wir sind nicht zum Schwimmen hier, Schwester Jerónima“, sagte sie. „Dir ist heiß? Keine Sorge,

dann schicken wir dich eben an einen kühleren Ort.“ Und so wurde sie zur Strafe nach Palencia versetzt, wo sie auch im Winter nur Sandalen tragen durfte, bis sie es so leid war zu frieren, dass sie fortging und in ihre Heimat zurückkehrte: nach Menorca.

„Maria, das ist Jerónima. Sie ist Nonne. Eine von den Guten.“ Das letzte flüstert sie mir ins Ohr, damit Jerónima es nicht hört.

Jerónima sieht sie irritiert an: Sie weiß nicht, ob das, was sie gerade über sich gehört hat, gut oder schlecht ist. Sie ist sich nicht einmal sicher, ob das Wort *Nonne* überhaupt noch zu ihr gehört.

Inzwischen bin ich den ganzen Tag von Nonnen umgeben: Mein Kindermädchen ist Nonne und ich gehe auf eine Klosterschule. Erst wollte meine Mutter nicht, dass ich auf die Klosterschule gehe, aber es war nirgends sonst ein Platz frei. Meine Mutter steht neuen Dingen immer erst kritisch gegenüber, aber dann umgibt sie sich so intensiv damit, dass sie sie irgendwann lieb gewinnt. So wie zum Beispiel die Nonnen. Jerónima sitzt auf der äußersten Sofakante, jederzeit bereit, die Flucht zu ergreifen. Sie hat ein ovales Gesicht und so viele Falten, dass die Augen nach innen gedrückt werden. Ihre Augen sind grau und so glänzend, dass es aussieht, als würde sie gleich weinen. Schweigend mustert sie mich, und auch ich zucke nicht mit der Wimper, während ich sie anstarre. Dann lächelt sie plötzlich und zeigt ihre Zähne: Sie sind riesig und eckig, wie unecht. Sie ist komplett grau gekleidet, sogar ihr Haar ist grau, wenn auch in unterschiedlichen Schattierungen, die Jacke reicht ihr bis an die Handgelenke, der Rock bis an die Knöchel. Eine Sache macht mir wirklich Sorgen: Was

wird sie mir nachmittags zu essen machen? Was essen Nonnen?
Und weiß sie, wie man Popcorn macht?

Jerónima blickt jetzt starr ins Licht und klammert sich krampfhaft an ihren Rock, so wie in den Filmen, die sich meine Eltern abends ansehen. Ich kann nicht aufhören, sie zu beobachten, ich mustere ihre Haut bis ins Detail und frage mich, ob so die Haut von Großmüttern aussieht: als hätte ein Kind die Adern darauf mit Filzstift nachgemalt. Streng beobachtet mich Jerónima aus den Augenwinkeln, sie will sichergehen, dass ich mich nicht von der Stelle bewege. Dann schleudert sie mit einem Mal nach vorne und fängt an zu niesen wie ein Hubschrauber. Sie riecht nach Speichel und ihr hängt ein wenig Sabber im Schnurrbart.

Sehr langsam rücke ich auf der Sofakante ein Stückchen näher an sie heran, um sie noch genauer studieren zu können. Ich erklimme ihre Beine und glaube allmählich, dass Jerónima eine Statue ist. Weder rührt sie sich noch gerät sie in Panik. Von so nah riecht sie noch mehr nach Speichel. Nach Speichel und nach geschlossenem Schrank. Bevor ich es mich versehe, hebt sie mich auf eine Seite des Sofas und strubbelt mir in einem Anflug von Zärtlichkeit durch die Haare.

„Was isst du denn nachmittags am liebsten, Marieta?“, fragt sie mich gedankenlesend.

„Herzmuscheln.“ Jerónima wirft meiner Mutter einen hochmütigen Blick zu, es scheint ihr unerhört, dass ein Kind lieber Herzmuscheln als Kekse isst. „Letztes Jahr hat mir der Weihnachtsmann drei Schuhkartons mit dreißig Dosen eingelegten Herzmuscheln gebracht, sogar eingewickelt in Geschenkpapier.“ Stolz grinst meine Mutter zu Jerónima,

zwinkert ihr zu und deutet unauffällig auf sich selbst.

„Und wie alt bist du?“, fragt mich Jerónima vermeintlich unwissend.

„Sechs.“ Jetzt zeige ich meine Zähne. Im Vergleich zu ihren sind sie klein wie Spielzeugzähne.